Zeitschrift: Mobile : die Fachzeitschrift für Sport
Herausgeber: Bundesamt für Sport ; Schweizerischer Verband für Sport in der Schule
Band: 1 (1998-1999)
Heft: 5

Artikel: Variationen über ein zerrüttets Verhältnis
Autor: Schafroth, Heinz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-992128

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fotos: Daniel Käsermann

Literatur und Spitzensport

Variation ein Verhäl

Vom Spitzensport zur Literatur: Kann die Brücke geschlagen werden?

Heinz Schafroth

1 Mein liebster Spitzensportler ist ein Rennpferd. Amrulla heisst es. Es geniesst längst den wohlverdienten Ruhestand. Vor Jahren erzählte «Der Spiegel» seine Geschichte. Aus Anlass von Amrullas letztem von insgesamt siebzig Rennen, die es alle erfolgreich sieglos hinter sich gebracht hatte. Obwohl von Rasse, Kaufpreis und Erziehung her ein Champion, verweigerte er die einzige einem solchen zugedachte Aufgabe: dem Besitzer Geld und Siege einzubringen. Auch wenn die Aussichten noch so schlecht standen, den Sieg abzuwenden: Amrulla schaffte es immer. Indem er zum Beispiel auf der Zielgeraden, in die er mit grossem Vorsprung eingebogen war, plötzlich abbog Richtung Tribüne. Oder ohne Jockey durchs Ziel raste. Und auch im Training, wenn es ihm zuviel wurde, setzte es sich schon mal ab, sprang ins Meer und schwamm gen Westen, vielleicht eine Prärie im Kopf, wo niemand von ihm Siege verlangte. Anderthalb Seemeilen schwamm es, bis ein Fischer es stoppte.

Eigenwillig war es, das Pferd. Und Köpfchen hatte es. Und in beidem unterscheidet es sich wohltuend von all denen, deren Kopf und Wille geradezu durchtränkt scheinen von der Psychose des Siegenmüssens. Wie sonst nur noch auf den Schlachtfeldern. Was vielleicht die Erklärung dafür ist, dass die Siegesposen und -gesten der Sportler so selten anders als martialisch anmuten.

2 Die Jugendriege, das Alters- und das Muki-Turnen, auch der 5.-Liga-Fussball-Club, der bei strömendem Regen und vor sieben Zuschauern sein einziges Ziel verfolgt, die vierte Liga – wer würde ihnen allen nicht jede Sympathie zukommen lassen. Dem Spitzensport aber sei sie versagt. Wegen eben dieser in Fleisch, Blut und Wadenmuskeln übergegangenen, schliesslich Kopf und Herz zerfressenden Ideologie und Mentalität des Siegenmüssens.

Eine so begründete Antipathie darf durchaus als private Marotte abgetan und abgehakt werden.

en über zerrüttetes tnis

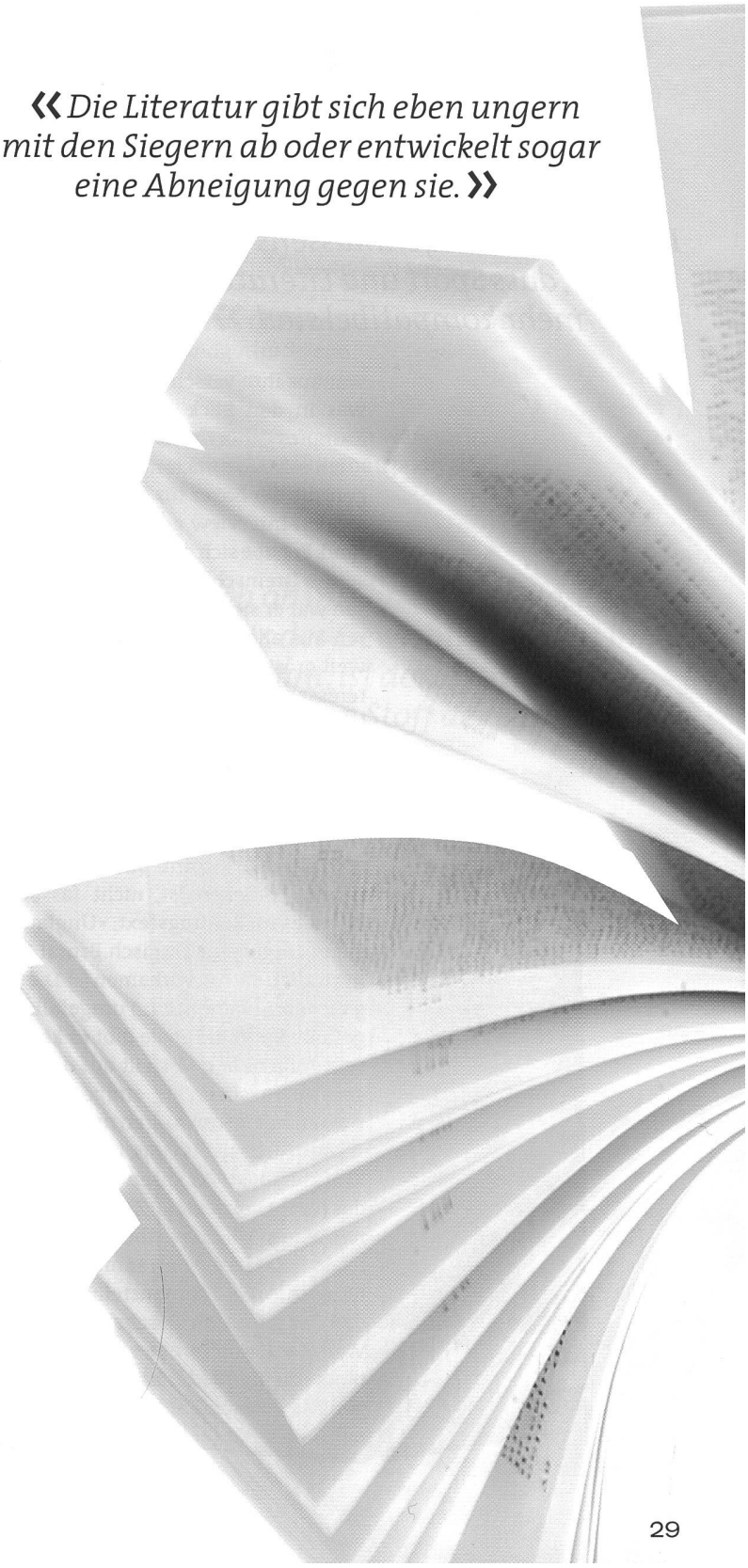
«Die Literatur gibt sich eben ungern mit den Siegern ab oder entwickelt sogar eine Abneigung gegen sie.»

Doch möglicherweise ist genau diese Ideologie des Siegenmüssens der Grund dafür, dass Sport und Literatur nicht mehr kompatibel sind. Das muss zunächst als eine ausgefallene und eilfertige These erscheinen, die auf der Stelle eine Menge Gegenbelege in Erinnerung ruft. Beispiele von Literatur also, in denen der Sport eine tragende Funktion hat. Einige fallen mir selber ein: Sillitoes Sport-Literatur-Klassiker «Die Einsamkeit des Langstreckenläufers»; oder, ein ganz neuer Text (wieder über die lange Strecke!), Daniel de Roulets «Le ruban bleu» (deutsch im Limmat Verlag: «Das blaue Band»); dann de Lillos jüngster Roman («Unterwelt»), mit Baseball als zentraler Metapher; oder ein paar Seiten über ein Tennismatch bei Gombrovicz («Die Besessenen»).

Heinz Schafroth war Lehrer für Griechisch, Latein und Deutsch am Deutschen Gymnasium in Biel. An der ETH Zürich war er Verantwortlicher für das literarische Programm des Collegium Helveticum an der Semper-Sternwarte. Er arbeitet als Literaturkritiker für verschiedene grosse Zeitungen. Adresse: Gaichtstrasse 42, 2512 Alfermée.

Aber wieviele respektable oder sogar starke literarische Texte mir auch noch einfallen würden, ihre Anzahl reichte nicht an die Menge jener peinlichen Sport-Literatur heran, die selbst bedeutenden Autoren unterläuft: Martin Walser oder Etienne Barilier etwa, wenn sie hymnische Ergüsse auf Boris Becker oder (horribile dictu!) Martina Hingis verfassen; oder der Lyriker Wolf Wondratschek, der in seinen Gedichten das Boxen als Macho-Sport feiert.

Doch ob im Guten oder Bösen: angesichts des Gewichts, das ihm im Leben zukommt, ist der Sport überraschend selten Stoff der Literatur. Überraschend umso mehr, als viele ihrer Vertreter passionierte Passiv-, einige auch Aktivsportler sind. Besonders heiss laufen können Autorenköpfe in Debatten über Fussball. Zum literarischen Thema wird auch er nur in seltenen Fällen und in nicht sehr überzeugenden Beispielen. Die Literatur gibt sich eben ungern mit den Siegern ab oder entwickelt sogar eine Abneigung gegen sie. Umgekehrt hat der Sport die Gewohnheit, Verlierer sang- und klanglos in der Versenkung verschwinden zu lassen. Eine Sportliteratur ist nur im Widerspruch zu dieser Gewohnheit vorstellbar.



3 Zweimal in meinem Leben wäre ich selber gern ein grosser Schriftsteller gewesen, um eine sportliche Szene festhalten zu können.

Das eine Mal war's eine Schweizer Marathonläuferin, die die letzten zweihundert Meter dem Ziel nur noch entgegentorkelte und es schliesslich auch noch erreichte und zusammenbrach. Von Siegeswillen konnte keine Rede mehr sein. Es ging (jedenfalls für mich, wenn ich die Szene hätte beschreiben sollen) nicht einmal mehr um den berühmten Sieg über sich selber. Nur noch um die Absurdität dieser Minuten, in denen der Mensch die Kontrolle über sich selber verloren hatte und absurderweise noch das tat, was er, als er noch darüber verfügte, sich vorgenommen hatte zu tun: ans Ziel zu gelangen.

Die andere Szene lief in einem Boxkampf ab. Ein deutscher Boxer boxte gegen einen Schweizer, als haushoher Favorit und im Kampf auch entsprechend überlegen. Mit einem Mal wurde sein Blick unbegreiflich leer, jede Spur von Kampfeslust und Siegeswillen war aus ihm verschwunden. Überhaupt war alles, was in den Blick eines Kämpfers während des Kampfes gehört, vollständig abwesend.

«Möglicherweise ist genau die Ideologie des Siegenmüssens der Grund dafür, dass Sport und Literatur nicht mehr kompatibel sind.»

Ich erinnere mich nur schwach an die Erklärungen, die der Boxer für sein Verhalten im anschliessenden Interview gesucht hat und nur mit Mühe fand. Er habe sich plötzlich die Frage nach dem Sinn seines Dreinschlagens gestellt. Sicher ist (aber dessen war er sich kaum bewusst), dass sein Ausscheren aus allem, worauf er programmiert war, von weit grösserer Brisanz ist (und für die Literatur interessanter), als jeder noch so glanzvolle Sieg es sein könnte.

4 Ein Zeitungsbild. Ein Schwarzer liegt im Gras, Beine und Arme von sich streckend, den Mund weit aufgerissen. Die Bildlegende: «Schreien vor Schmerz: K. kann das Unglück, das über die B. hereingebrochen ist, nicht fassen.» Und weiter heisst es im Zeitungstext: «Unglaublich. Grausam. Bitter. Ungerecht. Tragisch. Brutal. Wörter, die in nahezu allen Sätzen vorkamen (..). Die Männer sind im gleichen Augenblick (...) umgefallen wie vom Blitz gefällte Bäume. Für sie gibt es keinen Trost in diesem Augenblick. Verteilt auf dem Kampfplatz liegen, knien, sitzen sie, einige weinen, die meisten starren mit leeren Augen ins Nichts.»

Natürlich ist das Gras, in dem der Mann namens K(uffour) liegt, der Rasen eines Fussballplatzes, und das (leicht verrätselte) Zitat war trotzdem zu erkennen als ein Stück Sportberichterstattung. Aber wer, Hand aufs Herz, wenn er nicht um den Zusammenhang mit der Themenstellung wüsste, käme auf den Gedanken, die Beschreibung sei nicht die einer Welt-Katastrophe, eines Supergaus? Dabei geht es bloss um die Niederlage von Bayern München gegen Manchester United im Champions-League-Final. Dass sie unter etwas dramatischen Umständen erfolgte, ist zwar zuzugeben. Trotzdem lehren die Reaktionen der Spieler von Bayern München (eines ausnehmend unsympathischen Clubs übrigens, der sämtliche Untugenden des Spitzensports exzessiv auf sich vereint) wenig anderes, als dass ein System wie der Spitzensport, das auf Siege programmiert, im Fall von Niederlagen nur im Verhältnisblödsinn sich auszuleben vermag.

Darum ist auch der zitierte Text zwar ein begabtes Stück Sportjournalismus, aber nicht Literatur. Dafür ist er Wort für Wort etwas zu aufdringlich in der Übermittlung der Emotionen. Und es stellt sich die bange Frage, welche Sprache dem Berichterstatter noch für das Elend der heimkehrenden Kosovo-Flüchtlinge zur Verfügung stünde, wenn sie ihre Häuser niedergebrannt oder zerbomt vorfinden.

5 Natürlich wird niemand bestreiten, dass es bessere Gründe für eine tiefsitzende Abneigung gegen den Spitzensport gibt als diejenigen, die ihn für die Literatur zum heiklen Stoff machen. Gerade der Spitzenfussball liefert sie zuhauf. Und vielleicht sind die Exzesse (Kommerzialisierung, Brutalisierung auf dem Platz wie in und vor den Stadien, der Nationalismus) in seinem Fall noch besonders störend, weil der Spitzenfussball wie keine andere Sportart die Lüge aufrecht zu erhalten vermag, ein Volkssport zu sein, und die Spieleridole sich als Identifikationsfiguren anbieten. Und wie es in fast allen Sparten mit den Funktionären des Spitzensports steht, macht in immer verblüffenderen Farcen das olympische Komitee vor.

Aber in diesen Auswüchsen (das Dopingproblem eingeschlossen) ist der Spitzensport nur ein Spiegelbild der Gesellschaft. Und umgekehrt hat diese den Spitzensport, den sie auch verdient. Ohnehin stehen längst viel zu viele handfeste kommerzielle Interessen auf dem Spiel, als dass der es sich leisten könnte, eine Gegenwelt und -bewegung zu den Entwicklungen in der Gesellschaft anzubieten.

6 Zudem ergeben sich aus der unseligen Verbundenheit von Spitzensport und Gesellschaft ganz neue Perspektiven für die Literatur. Für diejenige nämlich, die sich gesellschaftskritisch versteht, bietet sich die Möglichkeit, Sport als literarische Metapher für die Gesellschaft überhaupt zu begreifen und im Sport sie selber anzugreifen.

Und genau das geschieht in dem seit langem fruchtbarsten, aufregendsten Zusammentreffen von Literatur und Sport, in Elfriede Jelineks «Ein Sportstück» (Rowohlt Verlag). In der Aufführung könnte das Stück eine ziemliche Strapaze gewesen sein. Als Lesetext hingegen ist es genial, hinreissend: eine bitterböse, komödiantische Satire auf das Massenphänomen Sport, sein Gewaltpotential und seinen Surrogats-Charakter, noch mehr aber eine Satire auf die Eignung des Sports zur umfassenden Metapher für Männlichkeits- und Gewaltsrituale und für die verbreitete Neigung der Menschen, andere zur Schlachtbank zu treiben und sich selber dahin treiben zu lassen. «Wie wollen Sie ei-

nem jungen Mann klarmachen, dass er in den Krieg ziehen soll, wenn er vorher keinen Sport getrieben hat?», fragt im Stück der Chor, der dem der griechischen Tragödie nachgestaltet ist, aber uniformiert, in Sportkleidung und -schuhen aufzutreten hat.

Kein Zweifel, die Autorin hat es darauf abgesehen, satirisch zu überzeichnen und zuzuspitzen; aber nicht weniger darauf, mit ihren eindringlichen szenischen Exerzitien und sprachlichen Bildern jene Gedankenlosigkeit anzuprangern, die immer noch Sport als schönste Nebensache der Welt zu verharmlosen pflegt. Dafür ist in der Sicht des Stücks die Zahl der Opfer, die er fordert, zu gross geworden. Sie sind denn auch bedrückend präsent darin, die Opfer, und «Täter» und «Sportler» treiben ihre sadistischen Spiele mit ihnen.

Es ist nicht die Schuld der Literatur oder der (vielfach sportbegeisterten) Literaten, wenn der Sport (abgesehen von den paar längst eingestandenen Ausnahmen) nur noch in der Satire für die Literatur von Interesse ist. Vielleicht begann das schon bei den Römern, die den Sport nicht mehr wie die Griechen der athenischen Polis als Teil der musisch-körperlichen Erziehung auffassten, sondern als Teil des militärischen Vorunterrichts auf dem Marsfeld. Unumkehrbar ist die Entwicklung, seit für den Spitzensport derart unmoralisch viel Geld auf dem Spiel steht. Wenns ums Geld geht (lies: Ablösesummen, Übertragungsrechte, Werbeverträge, Saläre usw.), hört bekanntlich der Spass auf. Ohne Spass aber ist der Sport eine eher öde Angelegenheit.

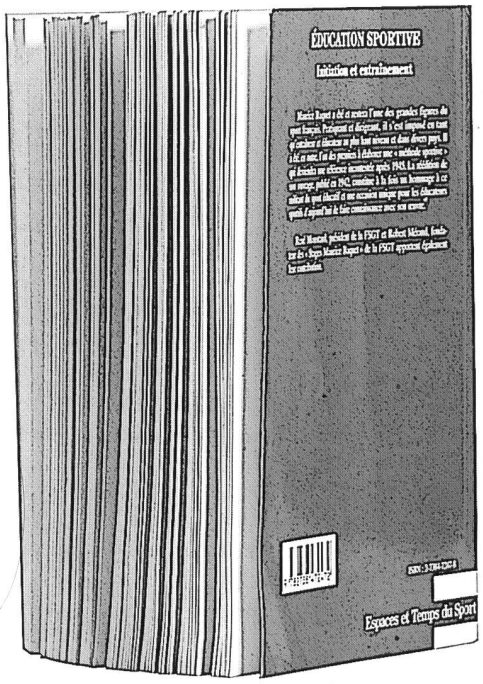
Der erste Text der abendländischen Literatur, der sich mit Sport befasst, stellt das unnachahmlich klar. Er hat nur leider kaum Schule gemacht. Er findet sich in Homers «Ilias» und beschreibt die Leichenspiele (sportlichen Wettkämpfe), die Achill zu Ehren seines im Krieg um Troja gefallenen Freundes Patroklos veranstaltet und mit reichem «Preisgeld» ausstattet. Der Anlass ist also ernst, und die besten der griechischen Helden sind auch ganz bei der Sache: im Wagenrennen, beim Lauf-, Faust- und Ringkampf. Aber so ernst wie der Anlass ist die Durchführung dann doch nicht. Im Gegenteil, es gibt viel zu lachen. Ein Läufer landet im Mist. Der zweite Preis im Wagenrennen wird dem zugesprochen, der zuletzt ins Ziel kam, weil er am meisten Pech und die Götter gegen sich hatte. Die mischeln überhaupt bei Gelegenheit ganz schamlos mit, dopen ihre Lieblinge und stoppen deren Konkurrenten.

«Es ist nicht die Schuld der Literatur oder der (vielfach sportbegeisterten) Literaten, wenn der Sport nur noch in der Satire für die Literatur von Interesse ist.»

Kurz und gut, Homer hat einen Text geschrieben, der eine wunderbare Vorgabe hätte sein können für alle spätere Literatur mit dem Thema Sport, wenn sich nicht aus letzterem im Verlauf der Jahrtausende Witz und Humor (abgesehen vom unfreiwilligen) so gründlich verabschiedet hätten.

Entstanden ist die «Ilias» nicht lange, nachdem die ersten olympischen Spiele (fürs Jahr 776 vor Christus) bezeugt sind. Es ist nicht auszuschliessen, dass die Leichenspiele-Passage bereits einen Reflex darauf darstellt. Idealisiert zu werden brauchen die antiken Spiele nicht. Wenn wir der Forschung glauben (und auch Homer), gabs schon damals jede Menge Mauscheleien. Aber vermutlich bedeutend weniger Heuchelei. Und ein Sieg konnte gefeiert werden, indem man bei Pindar, dem grössten Lyriker der Zeit (etwa 520 – 445 v.Chr.), ein Siegeslied bestellte. Und der sang dann zum Beispiel:

«Weithin warf Nikeus den Stein, den Arm im Kreise schwingend,
weg über alle; und unter den Mitkämpfern hob ein grosses Lärmen an;
doch in den Abend hinein erglänzte
der schönäugigen Mondgöttin Selene
ersehntes Licht.»

Damals muss siegen schön gewesen sein, wäre vielleicht sogar für unser Pferd Amrulla eine Option gewesen. m

«Doch ob im Guten oder Bösen: angesichts des Gewichts, das ihm im Leben zukommt, ist der Sport überraschend selten Stoff der Literatur.»